



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen

Platzweg, Carl

Paderborn, 1882

P. Joseph Wilhelmi, S. J.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27556

P. Joseph Wilhelmi S. J.

aus

Linz am Rhein.

(1710 † nach 1767. Missionär auf den Philippinen.)

Auch das schöne, deutsche Land, „wo am Rhein die Rebe blüht“ hat Missionäre in die fernsten Gegenden der Erde entsandt, um Gott die Ehre zu geben und den Namen Jesu unter die Heiden zu tragen. Aus der schönen Rheingegend stammte P. Wilhelmi. Die Eltern waren wohlhabende Bürger von Linz, biedere Leute, welche treu an der Religion ihrer Väter und an den ererbten, guten Sitten ihres Landes hielten. Sie hatten zwei blühende Söhne, Joseph und Johannes, und diesen eine gute Erziehung zu geben, betrachteten sie als die größte und wichtigste Aufgabe ihres Lebens. Damals gingen Kirche und Schule noch Hand in Hand; man steuerte noch nicht mit der Erziehung im liberalen Fahrwasser dem Heidenthum zu. Damals gab es keine Abrihtung, sondern eine wahre Erziehung, und diese war von den Pfarrschulen bis zur Universität vom christlichen Geiste durchdrungen. Die beiden Knaben wurden in den höheren Jesuitenschulen ausgebildet. Zur Freude ihrer guten Eltern traten sie in die Gesellschaft ein. Schrecklich aber wahr! wird ein liberaler Philister ausrufen, sich aber damit trösten, daß damals im Rheinlande noch dicke Finsterniß herrschte, die freilich heute noch nicht ganz verschwunden sei.

Nach vollendeten Studien bat P. Joseph um Zulassung zu den äußeren Missionen. Der P. General bestimmte ihn für die philippinischen Inseln. Als P. Joseph diese Nachricht erhalten, schrieb er an seinen Bruder Johannes:

„Mit welcher Freude und fröhlicher Ergebenheit in den göttlichen Willen ich diese Anordnung aufgenommen, läßt sich leichter mit den Gedanken erfassen, als mit der Feder beschreiben. Der allwissende Gott, dem zu Liebe ich mein Vaterland verlasse und Leib und Leben zum Dienste des Evangeliums unter den Heiden aufopfere, weiß es, wie angenehm mir der Antheil ist, der mir zuerkannt wurde. Unter den großen, indischen Ländern kann man für das heilige Missionswerk insofern einen Unterschied machen, als sich in dem einen weniger Schwierigkeiten darbieten, der ausgestreute Samen auf fruchtbareren Boden fällt und so die Seelenernte reicher ist, als in dem andern. Ich hege aber keinen Zweifel, daß das von den Obern mir zugetheilte Feld gerade dasjenige ist, welches die göttliche Vorsehung von Ewigkeit her für mich bestimmt hat. Dort will Gott der Herr sich meiner, als eines schwachen Werkzeugs bedienen zu seiner Ehre, zum Troste der Heiden und zur Bereicherung meiner Verdienste.“

So verließ er denn 1740 sein Vaterland und kam nach Genua und von Genua nach Spanien. In Sevilla, wo man gewöhnlich einige Zeit Halt machte, erhielt er von dem deutschen P. Jakob Heipel, welcher siebenzehn Jahre auf den philippinischen Inseln gewesen war, Unterricht in der spanischen und indianischen Sprache. Mit großem Eifer warf er sich auf die Sprachenstudien. Es ermunterte ihn Franz Xaver's Wort, welches dieser einst aus den Missionen nach Europa schrieb: Ein Jeder aus euch, er sei, wo er wolle, bemühe sich, sich selber und Andere zu heiligen, und halte dafür, er könne zur Ehre Gottes nirgends besser arbeiten, als da, wohin ihn der Gehorsam gerufen. Aengstliche und unruhige Köpfe bringen weder jenen Orten, wo sie gerne sein möchten, Nutzen, weil sie abwesend sind, noch den Orten, wo sie wirklich weilen, indem sie immer mit ihren Gedanken umherschweifen.“ Die Abreise war endlich auf den 1. Februar 1744 angesetzt. Im Oktober desselben Jahres langte er nach unsäglichen, zu Wasser und zu Lande erlittenen Trübsalen, nach Schiffbruch und Gefangenschaft in Mexiko an. Die Geduldprobe war noch nicht erschöpft. Auch in Mexiko mußte der Missionär warten, und zwar ein volles Jahr. Dann begann das Glend

der Seereise wieder, bis er endlich im Juli 1745 Manila die Hauptstadt der gleichnamigen Insel, welche die größte der Philippinen ist, glücklich erreichte. Seelenbergnügt schrieb er nach Europa an seinen Bruder P. Johannes Wilhelmi:

„Ich verspüre immer größere Begierden in mir zu den apostolischen Arbeiten und hoffe zu Gott, daß die Liebe zu meinem Berufe in diesen Missionen in immer heftigere Flammen ausbreche. Ich muß es meinem theuersten Bruder aufrichtig bekennen, daß ich nach meiner Ankunft in der Mission, nachdem eine überaus langwierige, aufreibende und gefahrvolle Reise hinter uns liegt, mich außerordentlich glücklich fühle. Wenn ich jetzt noch in unserer lieben, niederrheinischen Provinz wäre und alle überstandenen Leiden vorauswüßte, so würde ich dennoch keinen Augenblick zögern, mich freudig auf den Weg nach Indien zu begeben.“

Am Schlusse des Briefes grüßt er dann noch recht herzlich alle seine Freunde, die er zu St. Catharina, Bonn, Linz und Köln verlassen habe und empfiehlt sich dem Gebete Aller. Von der Insel Manila wurde er auf die Insel Mindanao geschickt. Kindlich freute sich der apostolische Mann, als er von älteren Missionären hörte, daß hier die meisten Arbeiten, Kreuz und Leiden seiner warteten und daß gerade diese Insel am meisten mit Marterblut benetzt worden sei. Samboangan auf der Insel Mindanao war also das Feld seiner Wirksamkeit. Von hier schrieb er 1747 wieder an seinen Bruder P. Johannes Wilhelmi, S. J. nach dem Rheine:

„Ich befinde mich, Gott sei Dank! sehr wohl und erinnere mich nicht, anderswo eine so beständige, gute Gesundheit genossen zu haben, als in diesen äußersten Grenzen der Welt. Allen meinen in Europa zurückgelassenen Freunden und Bekannten, welche früher an meinem Wohlbefinden einen so aufrichtigen Antheil nahmen, bitte ich, dies mittheilen zu wollen. Denn das ist die liebevolle Fürsorge des himmlischen Hausvaters, in dessen heiligen Diensten wir stehen, daß er seinen Tagelöhnern die hinlängliche Kraft erhält, damit sie seinem unabsehbar großen Weinberge mit Nutzen vorstehen können. Mir, dem geringsten unter

seinen Arbeitern, hat er eine ziemlich schwere, aber süße Last aufgebürdet, die zu tragen einen lebhaften Geist und einen munteren Charakter erfordert. Es liegt mir ob, jeden Sonntag in spanischer Sprache für die Besatzung in der Schloßkapelle und während der heiligen Fastenzeit für die spanischen Bürger der Stadt in der Pfarrkirche das Wort Gottes zu verkünden; für die indianische Jugend dagegen jeden Tag in der indianischen Sprache Katechismus-Unterricht zu ertheilen; ferner in beiden Sprachen Beicht zu hören, den Kranken beizustehen und alle andern Arbeiten eines Missionärs zu verrichten. Außerdem muß noch oft auf den andern Missionsstationen dieser Insel ausgeholfen werden. Ich muß schließen, da ich soeben zu einem Sterbenden gerufen werde

Da ich mit der Gnade Gottes Allen Alles zu werden, von ganzem Herzen verlange, so werde ich, so lange mir Gott Leben, Gesundheit und Gelegenheit gibt, hier oder auf einer andern Insel nach Anordnung meiner Oberen arbeiten, namentlich aber mich der mühsamen Erlernung der schwierigen Sprachen unterziehen. Jetzt stehe ich im Begriffe, drei neue Sprachen zu lernen, welche von der, welche ich jetzt rede, gänzlich verschieden sind. Eine derselben ist die malayische, deren sich die Türken und Heiden auf den Inseln Borneo, Batavia, Moluccos, Jolo und Mindanao bedienen. Die andere ist die Hauptsprache der Jolanischen Türken, in welche ich bereits die christlichen Gebete, das Vater unser, das Ave Maria, den Glauben und die zehn Gebote Gottes übersetzt habe. Es kostet mich zwar, wie leicht zu begreifen ist, viele Anstrengung, allein ich lasse mich durch solche Schwierigkeiten nicht abschrecken, weil ich grundsätzlich nur in der größten Noth in Glaubenssachen einen Dolmetscher gebrauche und weil es unendlich schmerzlich ist, mit den Leuten nicht reden zu können, wenn sie unsere geistliche Hülfe in Anspruch nehmen. Dann aber, was allein den Ausschlag gibt, geschieht alles Sprachenstudium ja zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen. Diese Zeit, in der wir Missionäre die Sprachen studiren, ist also keine verlorene. Die Unerfahrenheit mancher Missionäre in den verschiedenen hiesigen Landessprachen

ist eines der größten Hindernisse gewesen, weßhalb die christliche Kirche auf der Insel Mindanao nicht so bedeutende Fortschritte gemacht hat, wie in andern heidnischen Gegenden. Die Sorge, die neuen Christengemeinden, die sich seit 1719 gebildet haben, aufrecht zu erhalten, läßt keine Zeit übrig, Berge und Wälder zu durchstreifen, neue Indianer aufzusuchen und sie zu Menschen und Christen heranzubilden. Dann sind die Indianer auf den angränzenden Inseln meist Türken, oder doch vom Geiste der muhammedanischen Religion angesteckt; thatsächlich aber bekehrt man eher zwanzig Heiden, als einen Türken. Endlich wird die Bekehrung der Indianer sehr erschwert durch die Gegenwart so vieler Europäer, die sich von ihren aus Europa mitgebrachten Lastern hier selten bekehren. Die bösen Beispiele der Europäer reißen hier nicht selten das wieder nieder, was wir Missionäre im Schweiß unseres Angesichtes in jahrelangen Bemühungen aufgebaut haben. Es ist traurig, aber wahr. Darum wünschen wir, wie ehemals der große Indianer-Apostel Franziskus Xaverius, daß jenen Acker, worin wir den Samen des Evangeliums ausstreuen, kein Europäer betrete, damit die zarte, christliche Tugendblüthe nicht durch das Unkraut fremder Laster erstickt werde. Ich stelle mir vor, daß Viele der Unsrigen, welche das Loos treffen wird, mit freudigem Herzen in die äußern Missionen abgehen werden. Ich lobe deren Eifer, erlaube mir aber eine Ermahnung beizufügen, die alle Bewerber um die indischen Missionen recht sehr zu Herzen nehmen mögen. Ich sage: Wer nicht bereit ist, sehr viel zu leiden und zu arbeiten, der bleibe in Europa. Denn sonst schadet er hier sich und Andern. Wer aber aus reiner Gottes- und Nächstenliebe hungert nach Kreuz und Arbeit, der melde sich für Indien. In den indianischen Bildnissen wird er Kreuzwurzeln für seinen Hunger finden bis in den Tod. Dafür erhält er aber auch droben im Himmel die Bekemmer- oder Martyrerpalme." So schrieb mit großer Offenheit und Aufrichtigkeit der Bruder an den Bruder.

Unverkennbar leuchtet aus diesen Zeilen der rechte Geist der Gesellschaft Jesu hervor, zugleich aber auch das segensreiche Wirken dieses ausgezeichneten, rheinländischen Jesuiten. Um so

trauriger ist es, daß wir jetzt schon das gottselige Hinscheiden des Missionärs berichten müssen. Schon im folgenden Jahre 1748 lief die Todesnachricht in Deutschland ein. Allgemein war die Betrübniß in Indien ob des frühen Verlustes dieses ausgezeichneten Missionärs, des ehrwürdigen P. Joseph Wilhelmi. Der seeleneifrige Indianer-Missionär wollte ein wahrer apostolischer Mann sein und Allen Alles werden. Eine ansteckende Krankheit kam unter die Spanier und raffte Viele dahin. Wer Tag und Nacht an Kranken- und Sterbebetten sich befand, helfend, tröstend und die hl. Sakramente spendend, das war P. Wilhelmi. Nachdem er Viele an Leib und Seele gerettet und seine Kräfte völlig erschöpft waren, erlag er selber dem ansteckenden Fieber. Versehen mit den hl. Sterbesakramenten legte er sein müdes Haupt zur Ruhe hin und starb im fernen Indien auf der Insel Jolo als ein Schlachtopfer der Liebe. Nachdem er von seinen Obern zum Missionär in Jolo und vom spanischen Könige zum Vertreter bei dem kleinen Sultan dieses Landes ernannt worden war, verdoppelte er seinen Fleiß und Eifer, um die überaus schwierige Sprache der Jolaner zu erlernen. Seine unberdrossene Mühe brachte es so weit, daß er das Jolanische verstehen und auch ziemlich gut sprechen konnte. Es gelang ihm, den Sultan für die spanische Nation und für das Christenthum günstig zu stimmen. P. Joseph Wilhelmi wurde der vertraute Freund dieses kleinen Königs. So oft derselbe nach Samboangan kam, kehrte er bei dem katholischen Missionär ein, ging allein auf sein Zimmer und unterhielt sich mit ihm über religiöse Gegenstände. Seine Bekehrung schien nur eine Frage der Zeit zu sein. An der Denkschrift, die P. Wilhelmi an den Sultan geschrieben und worin er ihn gebeten, fleißig nach der Wahrheit zu forschen und der erkannten Wahrheit großmüthig zu folgen, hatte der Anhänger Muhammed's eine große Freude. Indessen sollte P. Wilhelmi diese Bekehrung nicht erleben. Der Sultan trauerte über seinen Tod und erschien mit königlicher Pracht in Samboangan, um seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen und an den Begräbnißfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Das betrübte Antlitz des Monarchen sagte mehr als lange Beileidsbezeugungen.

Als er abreiste, verlangte er vom P. Provinzial für sein Land einen andern Missionär, aber einen wie P. Joseph Wilhelmi.

Von dem Bruder des so früh Verbliebenen, von P. Johannes Wilhelmi S. J. ist nichts weiter bekannt geworden, als daß er in Deutschland verblieb, in der niederrheinischen Provinz noch längere Zeit lebte und wirkte, und endlich gottselig im Herrn entschlief. Gewiß hat er seinen Bruder und seine theuern Eltern, die Beiden in die Ewigkeit vorangegangen waren, im Jenseits wiedergefunden, um nicht mehr von ihnen getrennt zu werden. Jener ging über's Meer, dieser blieb hier: Denn, „ein Jeder hat seine eigene Gabe von Gott: der Eine so, der Andere so.“ 1. Cor. 7, 7. Hienieden werden die Familien aus einander gerissen, dort oben werden sie wieder vereinigt in der großen Gottesfamilie, im Reiche des Vaters.